
Julia Paulus

Konzeptionelle Überlegungen zum Verhältnis von Geschlecht und Region

Gemeingut in den Kulturwissenschaften – und mittlerweile seit einigen Jahren nun auch in der historischen Wissenschaft – ist, dass Regionen, Städte und Landschaften keine naturhaften, vorgegebenen Räume darstellen, sondern stets funktional definiert sind: Was uns als Region vorgegeben scheint, ist in der Wirklichkeit genauso wenig auffindbar wie etwa die „Geschichtslandschaft“. Es ist ein erkenntnistheoretisches Konstrukt, das jeweils abhängig ist von der Zielsetzung derer, die sich dieses Begriffes bedienen, ihn füllen und in der Öffentlichkeit bewerben oder propagieren. Aus dieser Perspektive lässt sich „Region“ eher als eine Sinneinheit verstehen, die historische und gegenwärtige, politische, ökonomische, soziale, kulturelle und nicht zuletzt alltägliche Erfahrungen und Zuschreibungen widerspiegelt. Diese Art der Sinnstiftung über die Konstruktion einer Region ist ein komplexer Prozess, der sich mit der Zeit als Erfahrung verdichtet, als ein Teil selbst erlebter Geschichte, in dem es feste Erklärungsmuster und Begründungszusammenhänge gibt, auf die immer wieder Bezug genommen wird und die kaum noch hinterfragt werden. Somit setzt das Reden über „Region“, das vermeintliche Bewusstsein davon, was ein so definierter „Raum“ als eigenständige, unverwechselbare Region ausmacht, immer schon einen Aneignungs- bzw. Ausschlussprozess voraus, in dem Akteurinnen und Akteure sich selbst verorten oder durch andere verortet werden.¹

1 Vgl. hierzu zusammenfassend: Gerd Schwerdhoff, Historische Raumpflege. Der „spatial turn“ und die Praxis der Geschichtswissenschaften, in: Winfried Reininghaus/Bernd Walter (Hg.), Räume – Grenzen – Identitäten. Westfalen als Gegenstand landes- und regionalgeschichtlicher Forschung, Paderborn 2013, S. 11–27; Bernd Walter, Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung aus regionaler Perspektive. Bilanz und neue Herausforderungen, in: ebd., S. 29–52.

1. „Geschlecht“ schafft „Raum“

Ebenso wie „Raum“ ist „Geschlecht“ eine wesentliche Orientierungskategorie, mit und in der wir leben und handeln und die uns allseits präsent ist. „Geschlecht“, so ließe sich zusammenfassen, schafft „Raum“, wie aber auch „Räume“ die Grenzen und Möglichkeiten von „Geschlechtern“ konstituieren. Galt noch bis vor wenigen Jahrzehnten der sogenannte „öffentliche (politische) Raum“ als selbstverständliche Sphäre von Männlichkeit, der „privat genutzte Raum“, insbesondere die Küche, als das „Reich“ der Weiblichkeit, markieren heute oftmals nur noch Bedürfnisanstalten oder Umziehkabinen in Turnhallen und Schwimmbädern die Benutzenden als vermeintlich eindeutig „männlich“ oder „weiblich“. Gleichwohl führen auch heute noch Überschreitungen von Räumen, insbesondere in geschlechtsspezifisch segregierten Arbeitswelten, zu Irritationen bis hin zu Denunziationen und Ausschlüssen.²

Um die spezifischen Kontinuitäten und Veränderungen wie auch die Vielfältigkeit und Vielschichtigkeit des jeweiligen räumlichen Arrangements der Geschlechter in unterschiedlichen Kulturen und Milieus zu verfolgen, nutzte Sandra Schürmann in ihrer Dissertation über die Stadt Recklinghausen und deren kulturelle Urbanisierung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts den Begriff der „Verräumlichung“ der Geschlechterdifferenz.³ Diese „Verräumlichung“, so Schürmann, trug maßgeblich zu einer strikten Unterscheidung von suburbaner Idylle und ungemütlicher Großstadt bei, die nicht zuletzt durch dichotome Weiblichkeits- und Männlichkeitsstereotype reproduziert wurde. Diese vielfach reproduzierten Bilder eines idyllischen Familienlebens auf der einen und stahlharter Arbeit auf der anderen Seite, von klar abgrenzbaren und geschlechtlich segregierten Erholungs- und Arbeitsräumen, bildeten schließlich – neben der angeblich naturgegebenen Grenzziehung zwischen einer als „männlich“ kodierten Öffentlichkeit und einer als „weiblich“ kodierten Privatsphäre – eine der Repräsentationen moderner (Industrie-) Gesellschaften.

2 Vgl. u. a. Jens Krabel/Olaf Stuve (Hg.), Männer in „Frauen-Berufen“ der Pflege und Erziehung, Opladen 2006; Julia Paulus, Berufene Arbeit? Zur Berufsausbildung junger Frauen in der Bundesrepublik, in: dies./Eva-Maria Silies/Kerstin Wolff (Hg.), Zeitgeschichte als Geschlechtergeschichte. Perspektiven auf die Bundesrepublik (1945–1980), Frankfurt a. M. 2012, S. 118–142.

3 Vgl. Sandra Schürmann, Dornröschen und König Bergbau. Kulturelle Urbanisierung und bürgerliche Repräsentationen am Beispiel der Stadt Recklinghausen (1930–1960), Paderborn 2005, bes. S. 11–15.

Noch bevor sich die Geschlechtergeschichte eingehender mit den wechselseitigen Bezügen der Kategorien „Raum“ und „Geschlecht“ beschäftigte,⁴ fragten vor allem Sozial- und Kulturwissenschaftlerinnen nach dem Stellenwert der gebauten Umwelt für das Geschlechterverhältnis.⁵ Gleichzeitig veranlasste die Erkenntnis, dass auch heute noch Räume von Frauen und Männern unterschiedlich gestaltet, genutzt und wahrgenommen werden und dass Männer und Frauen nicht zuletzt aufgrund der konstatierten ungleichen Verteilung von Ressourcen unterschiedliche Bezüge zu und Erfahrungen mit ihrer Stadt/Region besitzen, Stadt- und Raumplanerinnen dazu, Projekte zu initiieren, die die Durchsetzung der gleichberechtigten Teilhabe an der Entwicklung von städtischen Infrastrukturen zum Ziel haben.⁶

2. Relationalität von Raum und Geschlecht

Inwieweit Räume bzw. Städte und Regionen „ge-gendert“ sind, welche unterschiedlichen Bezüge und Erfahrungen Frauen und Männer mit einer Region haben, welche spezifischen Zugangschancen, Hindernisse und Frei-„Räume“ von Männern und Frauen wahrgenommen wurden, wie das Wechselverhältnis zwischen den Handelnden und den Strukturen aussah sowie die Möglichkeiten

4 Vgl. u. a. Monika Imboden/Franziska Meister/Daniel Kurz (Hg.), Stadt – Raum – Geschlecht. Beiträge zur Erforschung urbaner Lebensräume im 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 2000; Margarete Hubrath (Hg.), Geschlechter-Räume. Konstruktionen von ‚gender‘ in Geschichte, Literatur und Alltag, Köln 2001; Ulrike Jureit, „Raumbilder sind die Träume der Gesellschaft“. Geschlechtergeschichtliche Überlegungen zur Kategorie Raum, in: Martina Ineichen u. a. (Hg.), Gender in Trans-it. Transkulturelle und transnationale Perspektiven. Transcultural and Transnational Perspectives, Zürich 2009, S. 85–93.

5 Vgl. u. a. Kerstin Dörhofer (Hg.), Stadt – Land – Frau. Soziologische Analysen und Feministische Planungsansätze, Ortssuche. Zur Geographie der Geschlechterdifferenz, Zürich 1993; dies. u. a. (Hg.), Verortungen. Geschlechterverhältnisse und Raumstrukturen, Basel 1998; Susanne Frank, Stadtplanung im Geschlechterkampf. Stadt und Geschlecht in der Großstadtentwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts. Opladen 2003.

6 Vgl. u. a. Heide Andres-Müller u. a. (Hg.), ORTSveränderungen. Perspektiven weiblicher Partizipation und Rauman eignung, Königstein 1999; Friederike Demmel u. a. (Hg.), Geschlechterverhältnis + Räumliche Planung. Beiträge aus Hochschule und Praxis, Berlin 1998; Christine Bauhardt u. a. (Hg.), Durch die Wand! Feministische Konzepte zur Raumentwicklung, Pfaffenweiler 1997; Frauen verändern ihre Stadt – Arbeitshilfen 3: Stadtentwicklung (H. 4. DST-Beiträge zur Frauenpolitik, Reihe L), Köln 1998. Vgl. aktuell die Übersicht: TU-Dortmund, Gender in der Planungspraxis, <<http://www.raumplanung.tu-dortmund.de/rp/459.html>> (18.6.2014).

der Subjekte, diese Strukturen, diese Räume zu gestalten bzw. verändern zu können, wird hingegen in den einschlägigen Studien zur Lokal- oder Regionalgeschichte selten bis gar nicht thematisiert.

Möglicherweise liegt das daran, dass ähnlich dem „spatial turn“, der vor allem die Relationalität des Raumbegriffs betont, nach der ein „Raum“ über Handlungen entsteht, die er zugleich wieder prägt,⁷ auch der Begriff „gender“ keine „naturwüchsige“, sondern eine relationale Kategorie darstellt. So muss die Gewissheit darüber, was männlich und was weiblich ist, immer wieder neu beschrieben und hergestellt werden.⁸ Die Ungewissheit bzw. die Bedeutsamkeit, dass es sich bei räumlichen und auch bei geschlechtlichen Zuschreibungen um Konstruktionen handelt, verlangt nach den jeweiligen Übereinkünften zu fragen, auf welche Weise und mit welchem Ergebnis solche Vor-Stellungen ausgehandelt und durchgesetzt wurden.

3. Regionalgeschichtliche Spurensuche

Gesellschaftliche und kulturelle Vorstellungen, wie sie z. B. durch familiäre Erziehung, Schul- und Berufsausbildung geprägt wurden, aber auch strukturelle Weichenstellungen führten zu ungleichen Voraussetzungen für kulturelle und nicht zuletzt soziale Verortungen von Männern und Frauen. Am Beispiel des Ruhrgebiets konnte bereits gezeigt werden, dass sich hier lange Zeit kaum Veränderungen in der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung, weder in der als „männlich“ vorgestellten Arbeitswelt noch in dem als „weiblich“ konnotierten Privatleben, zeigten.⁹

Schon früh entlarvte die historische Geschlechterforschung die angeblich naturgegebene Grenzziehung zwischen einer männlich kodierten Öffentlichkeit und einer weiblich kodierten Privatsphäre als eine einflussreiche ideologi-

7 Vgl. die Beiträge in: Jörg Döring u. a. (Hg.), *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, Bielefeld 2008, wie auch paradigmatisch: Martina Löw, *Raumsoziologie*, Frankfurt a. M. 2001.

8 Vgl. u. a. den Sammelband: Christiane Eifert (Hg.), *Was sind Frauen? Was sind Männer. Geschlechterkonstruktionen im historischen Wandel*, Frankfurt a. M. 1996.

9 Vgl. z. B. Anne Schlüter, *Die Ausbildungs- und Berufschancen von Frauen im Ruhrgebiet*, in: *Jahrbuch Arbeit, Bildung, Kultur* 18 (2000), S. 163–178; dies., *Studierende aus Arbeiterfamilien im Ruhrgebiet – Bildungsentscheidungen ohne familiäre Vorbilder?*, in: Jan-Pieter Barbian/Ludger Heid (Hg.): *Die Entdeckung des Ruhrgebiets. Das Ruhrgebiet in Nordrhein-Westfalen 1946–1996*, Essen 1997, S. 315–328; Birgit Beese/Brigitte Schneider, *Arbeit an der Mode. Zur Geschichte der Bekleidungsindustrie im Ruhrgebiet*, Essen 2001.

sche Konstruktion, die vornehmlich dazu diente, eine Geschlechterhierarchisierung auf der Ebene der Arbeitsteilung wie auch auf der Ebene der rechtlichen, politischen und sozialen Partizipation zu legitimieren.¹⁰ Nicht ohne Grund finden sich unter den Veröffentlichungen zur regionalen Geschlechtergeschichte Nordrhein-Westfalens zahlreiche Studien, die dieser Grenzziehung nachgehen. So entsprach es im Ruhrgebiet insbesondere den Vorstellungen des „Arbeiteradels“, dass der Haushalt in erster Linie den Ort der Konsumtion bzw. Reproduktion der Arbeitskraft darstellen sollte. Diese in der Hauptsache von außerhäuslich arbeitenden Männern vertretenen Vorstellungen, die mit der Hausarbeit weniger die „Arbeit“ als die Freizeitgestaltung und das Privatleben identifizierten, sollten schließlich auch ihren Charakter bestimmen: Ihre Verdrängung aus dem Bereich der gesellschaftlichen Arbeit und damit ihre Zuschreibung zum „Wesen der Frau“ einerseits sowie die Abspaltung regenerativer Teile aus dem Erwerbsprozess andererseits. Sie ermöglichten es auch, diese Arbeit als „Liebesarbeit“ zu deklarieren, als Arbeit, die eigentlich keine Arbeit im produktiven Sinne darstellte und somit für die Schaffung eines privaten Lebensmilieus, für die Kompensation der leidvollen Erfahrungen in der arbeitsteiligen Erwerbsarbeit bestens geeignet erschien.¹¹

Darüber hinaus wurde in den auf Arbeiterfrauen zugeschnittenen Haushalts- und Erziehungsratgebern auch die von Frauen ausgeübte Erwerbsarbeit diskreditiert, indem zwischen einem idealen Anspruch und einer misslichen Notlage unterschieden wurde: zwischen einer Erwerbsarbeit, die für Männer aller Schichten nicht nur als existenziell, sondern auch als ehrenvoll galt, für Frauen hingegen lediglich als Notlösung gewertet wurde. Nur so ist es zu erklären, dass mit der beginnenden Industrialisierung tausendfache, reale außerhäusliche Erwerbsarbeit von Frauen in öffentlichen Diskussionen als Abweichung vom weiblichen Lebensmuster aufgefasst wurde, andererseits die unbezahlten Tätigkeiten von Frauen im Haushalt und in den Familien als

10 Vgl. Karin Hausen, Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen, Stuttgart 1976, S. 363–393.

11 Vgl. u. a. Matthias Frese, „Samstags gehört Vati mir.“ Arbeit und Freizeit von Frauen und Männern in der gewerkschaftlichen Diskussion der frühen Bundesrepublik Deutschland (1949–1965), in: Westfälische Forschungen 45 (1995), S. 73–101; „... dann hatte ich den ganzen Sonntag die Wäsche in der Küche hängen“, in: Dortmunder Lesebuch, hg. von der Geschichtswerkstatt Dortmund, Dortmund 1984; Olge Dommer, Das bisschen Haushalt. Frauenarbeit für die Familie, in: Schätze der Arbeit. 25 Jahre Westfälisches Industriemuseum, hg. v. Westfälischen Industriemuseum, Essen 2004, S. 192–195.

weiblich-natürlich verklärt und schließlich – weil als höchst privat deklariert – zusehends als „selbstverständlich“ verstanden wurden und damit aus dem Blick gerieten.¹²

Dass hingegen das Thema „Freizeitgestaltung“ – als (modernes) Pendant zum Gegenbegriff „Arbeit“ – innerhalb der Geschlechterforschung kaum Platz findet, ist nicht zuletzt dem Umstand geschuldet, dass die vermeintlich geschlechtsneutrale Zweiteilung des Lebens in Arbeits- und Freizeiträume auf das Gros von Frauen aller Schichten bis weit in das 20. Jahrhundert nicht zutraf. Stattdessen wäre es – nicht nur aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive – sinnvoll, dieses selbstverständliche Konzept historischen Denkens grundsätzlich in Frage zu stellen.¹³ Ebenso ist dem Mythos von der jungen, ledigen Frau als „klassischer“ Konsumentin nachzugehen, die zum Inbegriff einer neuen, angeblich klassenübergreifenden Freizeitfigur stilisiert wurde;¹⁴ ein Mythos, der mit Insignien ausgestattet war, die nicht selten die Großstadt zum attraktiven Modellraum von neuartigen, auch geschlechterübergreifenden Freiheits- und Zukunftsvisionen deklarierten. Und auch hier scheint es kein Zufall zu sein, dass junge Frauen und Mädchen eher mit „Konsum“ als mit „Freizeit“ in Verbindung gebracht werden, wie es gleichzeitig auch eine selbstverständliche Analogie zu dem Begriff der hausfraulichen „Reproduktion“ zu geben scheint, der statt des Gebrauchs und Nutzens den Verbrauch und die Verschwendung betont.¹⁵

- 12 Vgl. Ute Frevert, „Fürsorgliche Belagerung“. Hygienebewegung und Arbeiterfrauen im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: *Geschichte und Gesellschaft* 11 (1985), S. 420–446; Antje Flüchter-Sheryari, „Die Frage der Ausbildung der Mädchen für ihren Beruf als Hausfrau und Mutter ist eine Staatsangelegenheit“. Haushaltsschulen und hauswirtschaftliche Unterweisung in Hamm, in: dies. (Hg.), *Die vergessene Geschichte. 775 Jahre Frauenleben in Hamm*, Hamm 2001, S. 107–119; Sabine Heise, *Beschäftigt war ich immer: Frauenarbeit in Dülmen 1945–1961*, Münster 2001.
- 13 Vgl. Jutta de Jong, Zur Dialektik von männlicher Arbeitswelt und weiblicher Alltagskultur am Beispiel von Bergarbeiterfamilien. Ein erster Versuch, sich der Bedeutung von Frauenkultur innerhalb der Arbeiterkultur zu nähern, in: *Forschungsinstitut für Arbeiterbildung. Beiträge, Informationen, Kommentare* 7 (1988), S. 108–113; Martina Kessel (Hg.), *Zwischen Abwasch und Verlangen. Zeiterfahrungen von Frauen im 19. und 20. Jahrhundert*, München 1995.
- 14 Vgl. Heinz-Gerhard Haupt, Konsum und Geschlechterverhältnisse. Einführende Bemerkungen, in: Hannes Siegrist u. a. (Hg.), *Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums*, Frankfurt a. M. 1997, S. 395–410.
- 15 Vgl. Andrea Ellmeier, *S/he: The Making of the Citizen Consumer. Gender und Konsumgeschichte/feministische Konsumgeschichte revisited*, in: *L'Homme* 18 (2007), H. 2, S. 91–103; Erica Carter, Frauen und die Öffentlichkeit von Konsum, in: Heinz-Gerhardt Haupt/Claudius Torp (Hg.), *Die Konsumgeschichte in Deutschland 1890–1990. Ein Handbuch*, Frankfurt a. M. 2009, S. 154–171.

Der Umgang mit Insignien und Ritualen prägt auch die historische Jugendforschung. Hier sind es vor allem die „Kurzbehosten“, die weithin bereits zeitgenössische Bilder-Welten durch die zumeist unreflektierte Übernahme homo-sozialer – in diesem Fall männlicher – Jungen-Jugendlichkeit reproduzieren.¹⁶ Seit einigen Jahren hat die historische Geschlechterforschung mehrfach darauf hingewiesen, dass die seit Ende des 19. Jahrhunderts virulente „Jugendfrage“ ausschließlich mit Blick auf männliche Lebensläufe und männliche Verhaltensweisen untersucht wurde, weshalb die Ergebnisse sich nur bedingt auf weibliche Jugendliche übertragen lassen.¹⁷

Insbesondere Forschungen zu jugendlichem nonkonformen Verhalten schließen weibliche Jugendliche in diesem Kontext von vornherein als defizitäre Wesen aus, wurde ihnen doch per se unterstellt, angepasster zu sein.¹⁸ Hier gilt es, die Kategorien „Anpassung“ versus „Nonkonformität“ vor dem Hintergrund alternativer Spielregeln neu zu überdenken wie auch angebliche Anpassungsleistungen von Mädchen an herrschende Gesellschaftsnormen als Strategien zu lesen, sich sexualisierter Diskriminierung inner- und außerhalb ihrer *peer groups* zu entziehen.

Stattdessen gerieten Mädchen und junge Frauen oftmals nur dann in den Blick von Forschungen, wenn sie (häufig erzwungenermaßen) sexuell „auffällig“ wurden. Themen wie „Prostitution“ und – daran anschließend – „sittliche Verwahrlosung“, die zumeist im Zusammenhang von (konkreten) Grenz-Übertretungen diskutiert wurden, korrespondierten mit Weiblichkeitsbildern, in denen sexuelle Moralurteile eine fatale Bedeutung erhielten, wobei

16 Meist findet sich in Sammelbänden zum Thema „Jugend“ nur ein – spezieller – Beitrag, der sich mit „weiblicher“ Jugendlichkeit beschäftigt. Vgl. z. B. Barbara Duka/Rosemarie Möhle-Buschmeyer, Weibliche Jugendliche in Zechensiedlungen. Zum Mädchenalltag zwischen den Weltkriegen, in: Wilfried Breyvogel/Heinz-Hermann Krüger (Hg.), Land der Hoffnung – Land der Krise. Jugendkulturen im Ruhrgebiet 1900–1987, Berlin 1987, S. 70–77; Petra Kamburg/Anne Trepafß, „Mädels“ zwischen Volkstanz und Klassenkampf. Die Rolle der Mädchen in SAJ und KJ, in: Heidi Behrens-Cobet (Hg.), Rote Jugend im schwarzen Revier, Essen 1989, S. 52–65.

17 Vgl. u. a. Christina Benninghaus, Verschlungene Pfade – Auf dem Weg zu einer Geschlechtergeschichte der Jugend, in: dies./Kerstin Kohtz (Hg.), „Sag mir, wo die Mädchen sind ...“. Beiträge zur Geschlechtergeschichte der Jugend, Köln 1999, S. 9–32.

18 Vgl. u. a.: Dietmar Osses/Katarzyna Nogueira (Hg.), Einfach anders! Jugendliche Subkulturen im Ruhrgebiet, Ausstellungskatalog LWL-Industriemuseum, Westfälisches Landesmuseum für Industriekultur, Essen 2014.

„Sünde“ und die Bestrafung weiblich-sündhaften-devianten Verhaltens nicht nur die Maßnahmenkataloge in kirchlichen Einrichtungen dominierten.¹⁹

Hierzu gehört sicherlich auch die unhinterfragte Zuschreibung, dass erst die (einmalige) Ehe und (mehrmalige) Mutterschaft ein weibliches Wesen „zur Frau macht“. Ledige, allein lebende Frauen wie auch Frauen, die in räumlicher Gemeinschaften mit einer oder mehreren Frauen lebten, schieden hier von vornherein aus. Auch wurden jene aus der herrschenden Geschlechterordnung ausgegrenzt, die aus Zwang ehelos bleiben mussten, wollten sie ihren (meist mit einer akademischen Ausbildung verbundenen) Status als Beamtin weiterführen. Ihnen wurde im besten Fall eine „gewisse Unreife“ unterstellt, was durch das Prädikat „Fräulein“ noch unterstützt wurde, mit dem sie sich noch bis ins hohe Alter zufrieden geben mussten.²⁰

Ein- und Zuwanderinnen waren qua Herkunft, Hautfarbe oder Sprache per se ebenfalls mit Formen des Ausschlusses bedroht. Auch hier konnte die historische Geschlechterforschung Pionierarbeit leisten, ging sie doch frühzeitig der Frage nach, wie sich Geschlecht als Differenzkategorie mit anderen ähnlichen Kategorien wie Klasse/soziale Herkunft und Ethnie bzw. kulturelle Herkunft verbindet. Sowohl für nichtdeutsche Migrantinnen als auch für die nach dem Zweiten Weltkrieg aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten vertriebenen Frauen stellten sich Probleme der gesellschaftlichen und kulturellen Integration oft völlig anders dar als für männliche Einwanderer und Vertriebene. Am Beispiel der zum Überleben der Gesamtfamilie notwendig gewordenen Aufnahme

19 Vgl. u. a. Ursula Bergmann, Prostitution und staatliche Prostitutionspolitik im Segeroth seit der Jahrhundertwende, in: Frank Bajohr/Michael Gaigalat (Hg.), *Essens wilder Norden. Segeroth – ein Viertel zwischen Mythos und Stigma*, Essen 1990, S. 19–27; Christiana Hilpert-Fröhlich, „Auf zum Kampfe wider die Unzucht“. Prostitution und Sittlichkeitsbewegung in Essen, 1880–1914, Bochum 1991; Frieder-Wilhelm Stallberg, *Eine Stadt und die (Un-)Sittlichkeit. 100 Jahre Prostitutionspolitik in Dortmund*, Dortmund 1992; Petra von der Osten, *Jugend- und Gefährdetenfürsorge im Sozialstaat. Auf dem Weg zum Sozialdienst katholischer Frauen 1945–1968*, Paderborn 2003; Andreas Wollasch, 1899–1999. 100 Jahre Sozialdienst katholischer Frauen. Von der Fürsorge „für die Verstoßenen des weiblichen Geschlechts“ zur anwaltschaftlichen Hilfe, Dortmund 1999; Markus Köster, *Jugend, Wohlfahrtsstaat und Gesellschaft im Wandel. Westfalen zwischen Kaiserreich und Bundesrepublik*, Paderborn 1999.

20 Vgl. Kirsten Plötz, „Als fehle die bessere Hälfte“. Alleinstehende Frauen in der frühen BRD 1949–1969, Königstein 2005; Sabine Mecking, „Chefin oder Mauerblümchen?“ Frauen in der öffentlichen Verwaltung der Bundesrepublik, in: *Geschichte und Gesellschaft* 31 (2005), S. 465–497; Ulrike Gilhaus/Julia Paulus/Anne Kugler-Mühlhofer (Hg.), *Wie wir wurden, was wir nicht werden sollten. Frauen im Aufbruch zu Amt und Würden*, Essen 2010.

einer Erwerbsarbeit wird deutlich, vor welche Herausforderungen sich die Frauen gestellt sahen. Häufig genug hatten sie nicht nur mit Konflikten zu kämpfen, die durch die jeweilige Familientradition und Herkunftskultur bestimmt waren, sondern vor allem mit Ressentiments seitens einer an konservativen Geschlechterrollenbildern orientierten bundesdeutschen Gesellschaftskultur. Für eine auch an gegenwärtigen Fragen der Einwanderungsgesellschaft interessierte Geschichtsforschung wäre es wesentlich, diese Zusammenhänge weit mehr als bisher in den Blick zu nehmen und danach zu fragen, welchen spezifischen Inklusionen und Exklusionen Frauen mit Migrationshintergrund ausgesetzt waren und sind, aber auch, welche Befähigungen und spezifischen Verhaltensdispositionen diese Frauen ausbildeten und an ihre Töchter und Enkelinnen weitergaben, die uns heute als überraschende Emanzipationsentwürfe erscheinen.²¹

4. „Übergänge“: Aufschließung devianter Räume von Partizipation

Bei der beschriebenen Herangehensweise wird deutlich, dass die Vorstellung eines einheitlichen, klar abgegrenzten öffentlichen Raumes durch ein komplexeres Bild der Übergänge und Teilöffentlichkeiten zu ersetzen ist. Dies zeigt sich insbesondere dann, wenn sich mit der Kategorie „Raum“ neue Perspektiven auf das Thema „Politische Partizipation“ gewinnen lassen. Auf diese Weise gerät auch das Engagement von Frauen und Männern außerhalb tradierter Institutionen der Politik in den Blick: Beim Engagement in scheinbar unpolitischen Organisationen, Bewegungen und Kampagnen werden nicht nur Beteiligungsformen im engeren Sinne, sondern auch öffentliche Handlungsformen jenseits der institutionalisierten Politik für die Frage nach der politischen Partizipation von Männern und Frauen relevant.²²

21 Vgl. Natalie Grunewald, Konfliktmanagement und MigrantInnen am Beispiel der Dortmunder Nordstadt, in: Ülkü Bursa/Ivonne Fischer-Krapohl (Hg.), Raum und Migration, Dortmund 2007, S. 183–197; Sigrid Metz-Göckel/A. Senganata Müntst, Zur aktuellen Pendelmigration polnischer Frauen ins Ruhrgebiet, in: Dagmar Kift/Dietmar Osses (Hg.), Polen – Ruhr. Zuwanderungen zwischen 1871 und heute, Essen 2007, S. 74–82; Ursula Boos-Nünning/Berrin Özlem Otyakmaz, Multikulti- viert oder doppelt benachteiligt? Die Lebenslagen von Mädchen und jungen Frauen aus Arbeitsmigrationsfamilien in Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf 2000.

22 Vgl. hierzu u. a.: Armin Owzar/Julia Paulus, Politik und Geschlecht: Partizipation von Frauen und Männern im ‚vorpolitischen‘ Raum in Westfalen (1945 bis 1975), in: Westfälische Forschungen 60 (2010), S. 421–426.

Auf die politischen Entwicklungen in Nordrhein-Westfalen bezogen wäre hierbei z. B. zu fragen, ob „das Politische“ in den Anfangsjahren nur in jene Räume reichte, die sich wie manche Vereine dezidiert als Vorfeldorganisationen einer politischen Partei oder Bewegung begriffen und eine Brückenfunktion zwischen einer politisch organisierten Mehrheitsbevölkerung und einer um aktive Partizipation bemühten Minderheit ausübten. Oder erfasste es auch jene Räume, deren Akteure und Akteurinnen sowohl in der Fremd- als auch in der Selbstwahrnehmung als unpolitisch galten, wie z. B. Organisationen, die wie viele der kirchlichen und gewerkschaftlichen Frauenverbände mit dem despektierlichen Ruf zu kämpfen hatten, lediglich „Kaffeekränzchen“ und „Handarbeitsclubs“ zu sein? Unterlagen auch solche Verbände einer Politisierung, deren Repräsentanten und Repräsentantinnen selbst kaum Anspruch auf eine adäquate Gestaltung politischer Teilhabe in leitenden Entscheidungsgremien stellten und deren Mitglieder sich dezidiert als unpolitisch verstanden?

Nach wie vor besteht ein Desiderat darin, die geschlechtsspezifische Übernahme politischer Funktionen in Parteien und Parlamenten genauer zu untersuchen. So erwiesen sich manche männlich dominierten Jugendgruppen, deren Mitglieder sich mehrheitlich als unpolitisch verstanden, als partei- und verbandspolitisches Sprungbrett.²³ Vielen Frauenverbänden wiederum gelang es nicht, ihr zunächst mitunter hohes Partizipationsniveau zu halten. Manche Verbände, die ehemals starken Einfluss auf Wahlentscheidungen ihrer weiblichen Klientel ausgeübt hatten und nach 1945 in den klassischen Gremien politischer Repräsentation vertreten gewesen waren, sahen sich schon Ende der 1950er Jahre einem schleichenden Bedeutungsverlust und Präsenzdefizit ausgesetzt.²⁴ In diesem Zusammenhang wäre nach dem Stellenwert neuer, sogenannter weicher Themen sowohl für die politische Meinungsbildung der Basis als auch für die Parteiprogramme zu fragen. Nachdem manche – vor allem kirchliche – Gruppierungen sich jahrzehntelang auf klassische Felder der Familienpolitik konzentriert hatten (und durch das lange Festhalten an konservativen Positionen zusehends ins Abseits geraten waren), rückten schließlich neue politische Aspekte wie sexuelle Diskriminierung, Zugänge zu oder Erweiterun-

23 Bettina Joergens, *Männlichkeiten und Politiken im traditionsbewussten Wandel: Mindener Jugendgruppen in der Nachkriegszeit*, in: *Westfälische Forschungen* 60 (2010), S. 427–454.

24 Vgl. Brigitte Denecke, *„Wir hatten eine Kraft, das glaubt man nicht.“ Frauenalltag und Frauenpolitik der Nachkriegsjahre in Dortmund und Hamm, Dortmund 1997*; Jutta Beyer/Everhard Holtmann, *„Auch die Frau soll politisch denken“ – oder: „Die Bildung des Herzens“*. Frauen und Frauenbild in der Kommunalpolitik der frühen Nachkriegszeit 1945–1950, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 25 (1985), S. 385–419.

gen von beruflichen Räumen oder die generelle Frage nach der Verhandlung des vermeintlich „Privaten“ im öffentlichen – medial und politisch vermittelten – Raum in den Fokus des Interesses.²⁵

Hieran anschließend lässt sich vor allem am Beispiel der Erforschung der neuen sozialen Bewegungen feststellen, dass die verschiedenen Emanzipationsbewegungen der 1970er und 1980er Jahre an der „Peripherie“ – also in ländlichen und kleinstädtischen Räumen – im Vergleich zu denjenigen in Metropolen eine größere Neigung zur organisatorischen Bündelung und Integration gemeinsam hatten. Der in diesen Kontexten und für diese – vor allem zeitgenössisch – häufig verwandte Terminus „Provinz“ ließe sich hierbei als Forschungsparameter nutzen, um sowohl den physischen-kleinräumigen als auch den Diskursraum, in dem der jeweilige Untersuchungsgegenstand verhandelt wurde, von dem vorherrschenden „metropolen“ Deutungsfeld abzugrenzen. Dies scheint aus mehreren Gründen sinnvoll: Zum einen mündeten Diskussionen um die Durchsetzung demokratisch-emanzipatorischer Teilhabestrukturen nicht selten in einen Diskurs, der die Gegenwart der Metropole, die kleinstädtische oder ländliche Gesellschaft, despektierlich als „Provinz“ charakterisierte. Zum anderen ergibt sich eine prominente Rolle des Diskursfaktors „Raum“ aus der Tatsache, dass die Bewegungsforschung bislang kaum über die großen Zentren wie Frankfurt oder Berlin hinausgekommen ist, wie auch durch den Befund, dass z. B. die Neue Frauenbewegung in der Stadt-Land-Forschung, wenn nicht gänzlich vergessen, so doch meist als das „Andere“, bisweilen auch als das „Fremde“, auf jeden Fall als das Erklärungsbedürftige erscheint.²⁶

Grundsätzlicher noch stellt sich darüber hinaus die Frage nach der Bedeutung der seinerzeit kursierenden Konzepte von Geschlechtlichkeit und Politik.

25 Vgl. u. a. Andreas Henkelmann, „Die christlichen Frauen müssten jetzt ihre Aufgabe im politischen Leben erkennen“. Konfession, politische Partizipation und Geschlecht am Beispiel des Katholischen Deutschen Frauenbundes in Münster, in: Westfälische Forschungen 60 (2010), S. 455–490; Beate von Miquel, „Zum Wohl der Familie und des Volkes“. Politische Partizipation in der Westfälischen Frauenhilfe 1945–1970, in: ebd., S. 491–502; Julia Paulus/Anne Neugebauer, Frauenvereine und -organisationen um 1968 zwischen ‚alter‘ und ‚neuer‘ Frauenbewegung, in: Westfälische Forschungen (48) 1998, S. 69–96.

26 Vgl. u. a. Hanne Hieber (Hg.), Rückblick nach vorn: 25 Jahre Frauenbewegung in Dortmund, Dortmund 1995; Julia Paulus, Eigensinn und Loyalität – Protest- und Mobilisierungskulturen in ländlichen Gesellschaften am Beispiel der politischen Emanzipationsbewegungen von Frauen (1970 bis 1990), in: Franz-Werner Kersting/Clemens Zimmermann (Hg.), Stadt-Land-Beziehungen im 20. Jahrhundert, Paderborn (erscheint 2014).

Welche Wirkung entfalteten die Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit für den Transformationsprozess des politischen Systems im Allgemeinen und der politischen Kultur im Besonderen? Wie wirkten sich beispielsweise die von vielen Zeitgenossen diagnostizierten „Krisen von Männlichkeit“ auf die Gestaltung der einer männerbündischen Diktatur folgenden parlamentarischen Demokratie aus?²⁷

5. „Männlichkeit“ als mehrfach relationale Kategorie

Nimmt man all diese angesprochenen Perspektiven auf und verbindet sie mit Fragen nach der Konstruktion von „Räumen“, die die Beziehungen verschiedener Gruppen zueinander und untereinander regeln, so lassen sich Antworten gewinnen auf Fragen nach den Konstruktionsmechanismen bei der Herstellung asymmetrischer Geschlechterräume und -beziehungen, nach der Zuordnung von sogenannten Geschlechtscharakteren im Raum sowie auch nach den Regeln der Gestaltung, Beeinflussung, Besetzung und Nutzung von Räumen durch Frauen und Männer.

Spätestens bei dieser Frage kämen auch die scheinbar so geschlechtslosen „Männlichkeiten“ in den Blick, deren Stereotype sich oftmals vor dem Hintergrund eines scheinbar homogenen Regionenbildes – wie im Falle des Ruhrgebiets – lediglich zu Repräsentationsfiguren von Stahl- oder Bergarbeitern, Fußballhelden oder kämpferischen Gewerkschaftsfunktionären verdichtet haben und jegliche Konflikte um die Repräsentation anderer Männlichkeiten verhinderten.²⁸

Zwar findet sich im Anschluss an die Pionierarbeiten von Thomas Kühne mittlerweile eine Reihe von Studien,²⁹ die mit einem geschlechterhistorischen

27 Vgl. Claudia Opitz-Belakhal, „Krise der Männlichkeit“ – ein nützliches Konzept der Geschlechtergeschichte?, in: *L'Homme* 19 (2008) H. 2, S. 31–51.

28 Vgl. Thomas Welskopp, *Leben im Rhythmus der Hütte. Geschlechterbeziehungen in Stahlarbeitergemeinden des Ruhrgebiets und Pennsylvanias 1890–1920*, in: *Westfälische Forschungen* 45 (1995), S. 205–243; Martin Lücke, *Von der gefährlichen Arbeit unter Tage. Männer- und geschlechtergeschichtliche Perspektiven einer Geschichte des Ruhrgebiets*, in: *frauen.ruhr.geschichte*, <<http://www.frauenruhrgeschichte.de/geschichtemetropole/einfuehrungen/themen/von-der-gefaehrlichen-arbeit-unter-tage/>> (18.6.2014).

29 Vgl. Thomas Kühne (Hg.), *Männergeschichte, Geschlechtergeschichte: Männlichkeit im Wandel der Moderne*, Frankfurt a. M. 1996, wie auch: ders., *Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert*, Göttingen 2006.

Ansatz vermeintliche Selbstverständlichkeiten in Frage stellen und hegemonial männlich konnotierte Räume der Vergemeinschaftung, wie Räume des Politischen, des Militärischen oder des Sports, auf ihre „Geschlechterlogiken“ hin untersuchen. Viele historische Arbeiten verbleiben jedoch dabei, „Geschlecht“ lediglich als relationale und nicht auch als relative bzw. pluralistische Kategorie zu nutzen. Auf diese Weise geraten häufig nur traditionelle Formen der Binariät in den Blick und Fragen nach (zugewiesenen oder beanspruchten) Herrschafts- oder Machtpositionen werden vorwiegend auf der Ebene traditioneller Formen der Zweigeschlechtlichkeit untersucht.

6. Ausblick

Es ist deutlich geworden, dass der jeweilige (Herrschaft-)Raum stets vergeschlechtlicht ist, wie gleichzeitig auch die tradierte Geschlechterdifferenz wiederum durch den Raum bestätigt und geformt wird. Dabei bedingen nicht zuletzt die spezifischen Formen der Herstellung und Beibehaltung der Geschlechterdifferenz klare räumliche Vorstellungen und Praktiken der Aneignung. Diese Konstruktionsvorgänge sollten sichtbar gemacht werden, genauso wie die Grenzerfahrungen, die durch Homogenisierungsprozesse in den Darstellungen zur Geschichte eines Raums meist außen vor bleiben. Dazu zählen insbesondere all jene kreativen Leistungen von häufig marginalisierten Frauen oder Männern, deren Verräumlichungspraktiken – angesichts ihrer vorgeblichen Nicht-Präsenz im „öffentlichen“ Raum – als Un-Orte oder Devianzen nur selten überliefert sind. Erst durch eine solche Sichtweise ließen sich allzu oft vernachlässigte „Grenzerfahrungen“ innerhalb des Raumes und die „Grenzüberschreitungen“ deutlicher herausarbeiten.

